

kultur der nationalen Integration, die die ohnehin gespaltenen konfessionellen Bindungen rasch überflügelte. Harald Binder kann allerdings am Beispiel der nationalen Festkultur in Krakau zeigen, dass ihr national-religiöser Anstrich mehr und mehr den jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Bedürfnissen diene und die Tendenz zur Entsakralisierung des nationalen Anliegens bis zum Ersten Weltkrieg unübersehbar war. Diese Entsakralisierung wurde auch, Christoph Micks Ausführungen zufolge, nach dem Krieg im neuen – nun selbst multinationalen – Polen beim Erinnerungs- und Totenkult deutlich, der mit dem Denkmal des unbekanntes Soldaten neue Einheit und Solidarität stiften sollte, letztlich aber nur den polnischen Opfermythos wiederlebte und der polnischen Nation einen besonders sakralen Charakter zusprach. Etwas zu abgehoben erscheinen dem Rezensenten dagegen die Überlegungen Dirk Uffelmanns zur „polnischen Religion des Nationalismus“ anhand der Analyse eines Poems des romantischen Dichters Zygmunt Krasiński und der damit verbundenen Historiosophie von Erniedrigung und Auferstehung.

Im Unterschied zu Polen war die „rumänische Nation“ in Siebenbürgen konfessionell gespalten. Während im 18. Jahrhundert griechisch-katholische Geistliche und Intellektuelle den nationalen Diskurs prägten, zogen die orthodoxen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach und verursachten dadurch eine nationale Spaltung. Die so entstandene „Konfessionsnationalität“ konnte, wie Christian Maner zeigt, erst durch die Forcierung des politischen Nationsgedanken außerhalb der kirchlichen Hierarchien überwunden werden. Frithjof B. Schenk kann am Beispiel des Aleksandr Nevskij-Bildes auch im Russland des 19. Jahrhunderts die Konkurrenz zweier Identitätskonstrukte nachweisen, des kirchlichen und des imperialen. Versuche von Historikern, Nevskij als Nationalheiligen zu etablieren, hatten keinen Erfolg. Auch der zweite Beitrag zum russischen Nationalismus von Vera Urban zeigt anhand slawophiler und westlicher Kulturtheorien die Dichotomie der russischen nationalen Identität. Die Nationalisierung der Religion erscheint demnach im imperialen Russland als Gegensatz zwischen Orthodoxie und Katholizismus. Die Konfession wird in diesen Kulturtheorien zu einem über die Nation hinausgehenden, das Russische Reich gegenüber dem Westen abgrenzenden Merkmal. Die innere Vielfalt spielte in dieser konfrontativen Sicht keine Rolle. Für die ukrainische Unabhängigkeitsbewegung 1917–1921 konstatiert Ricarda Vulpius allerdings eine wirkliche Nationalisierung der Religion, wobei sich die ukrainische

Orthodoxie von der russischen emanzipierte und die Befreiung von der russischen Herrschaft als „Erlösung“ verklärte. Paul Himka verweist dagegen auf die Notwendigkeit, zwischen Ost- und Westukraine zu differenzieren und kann gerade im Osten nur wenig Unterstützung eines separaten Nationalbewusstseins durch die orthodoxe Kirche feststellen.

Auch bei den Serben gab und gibt es eine ausgeprägte Gleichsetzung von Nation und Religion, wie sie zu Beginn des mittelalterlichen serbischen Staates von Stefan Nemanja und dem Mönch Sava, dem Schöpfer seiner autokephalen Kirche, begründet worden war. Klaus Buchenau kann zeigen, wie die Sakralisierung der Nation im Sava-Kult bis heute überlebt hat und nicht nur dem serbischen Nationalismus verbunden war, sondern nach den Erfahrungen und Enttäuschungen des zweiten Jugoslawien auch bei der Intelligencija eine antimoderne und antiwestliche Wendung bekam. Zum Schluss dieses gedrängten Überblicks seien noch die beiden Ungarn betreffenden Beiträge hervorgehoben, zum einen weil Joachim von Puttkammers Untersuchung der nationalen Inszenierungen von Schulfesten eine nur begrenzte Wirkung auf die Schüler feststellt, wobei vor allem die sakrale Metaphorik kaum zu einer stärkeren Bindung an die Nation beitrug. Das religiös gefärbte nationale Pathos wirkte vielmehr hohl und aufgesetzt. Zum anderen zeigt Juliane Brandt, wie die ungarischen Protestanten den Ersten Weltkrieg – weit von den friedensstiftenden Bemühungen der ökumenischen Bewegung entfernt – als ein unausweichliches „Weltgericht“ ansahen, bei dem neben Gott auch die Ungarn ihr Recht bekommen würden. Mit dieser Haltung sollte nicht nur der Krieg gerechtfertigt, sondern auch die Bevölkerung für den „gerechten Krieg“ mobilisiert werden. Über die in den höchst kompetenten und anregenden Beiträgen behandelten national-religiösen Diskurse und Rituale hinaus klingt hier bei beiden Autoren die weiterführende Frage nach der Rezeption „von unten“ und damit nach der Einbeziehung sozialgeschichtlicher Aspekte an. Schließlich besaßen Kirche und Religion im 19. Jahrhundert doch noch eine gewisse gesellschaftliche Deutungs- und Gestaltungsmacht. Aber auch unter rein religiös-konfessionellen Gesichtspunkten besteht mit Blick auf die nichtchristlichen Gemeinschaften weiterer Forschungsbedarf.

Dresden

Karl-Heinz Schlarp

Stempin, Arkadiusz: *Das Maximilian-Kolbe-Werk. Wegbereiter der deutsch-polnischen Aussöhnung 1960–1989*. Paderborn (u. a.): Ferdinand Schöningh 2006. 471 S. (= Ver-

öffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Band 107), ISBN 3-506-72975-0.

In letzter Zeit hat die Beschäftigung mit den deutsch-polnischen Beziehungen nach 1945 wieder deutlich an Konjunktur gewonnen, wodurch dankenswerterweise einige weiße Flecken ausgefüllt werden konnten. Erinnert sei hier nur an Robert Zureks Dissertation über die Kirchen und die deutsch-polnischen Beziehungen 1945–1956 („Zwischen Nationalismus und Versöhnung“, Köln 2005) sowie an Krzysztof Ruchniewicz's Breslauer Habilitationsschrift zu den polnischen Bemühungen um deutsche Entschädigungen bis 1975 („Polskie zabiegi o odszkodowania niemieckie w latach 1944/45–1975“, Wrocław 2007). Beide Arbeiten werden durch die 2002 bei Bernd Martin in Freiburg verteidigte, aber erst 2006 in Buchform erschienene Doktorarbeit von Arkadiusz Stempin ideal ergänzt, die sich einer der wichtigsten Institutionen der deutsch-polnischen Aussöhnung nach 1945 widmet, dem katholischen Maximilian-Kolbe-Werk (MKW). Für seine umfangreiche und detaillierte Studie hat Stempin die Archivbestände des MKW ebenso ausgewertet wie er andere Archive katholischer Laienorganisationen der Bundesrepublik nutzen konnte. Auch wenn die Idee zu dem Buch ursprünglich aus dem Förderkreis des MKW selber kam, ist keine willfährige Auftragsarbeit entstanden, sondern eine solide, mitunter auch kritische Gesamtübersicht, deren Verfasser allerdings keinen Augenblick lang einen Zweifel daran lässt, mit wie viel Sympathie er die Arbeit des MKW nachzeichnet und interpretiert. Dass er dabei sprachlich mitunter über das Ziel hinauschießt und an einigen Stellen zu einer journalistisch-flapsigen Sprache neigt („am schicksalsschwangeren Herbstabend des 18. November“ [S. 52], Stanisław Stomma, der „Hohepriester des rationalen Managements“ [S. 64] und vieles mehr), sei ihm insgesamt verziehen, erleichtert diese Form der Darstellung doch die Lesbarkeit der mitunter trockenen Thematik ungemain und lässt zu keinem Moment Langeweile aufkommen.

Stempin untersucht die Wirkung des Werkes und seiner Protagonisten immer eingebettet in den zeitgenössischen Kontext der bilateralen Beziehungen zwischen Westdeutschland und Polen sowie der aktuellen Stimmungen Polen gegenüber in der Bundesrepublik. Dabei wird sehr bald klar, dass die Initiativen zu einer auf moralischer Grundlage basierenden Versöhnung mit dem Kriegsgegner von einer kleinen Minderheit ausgingen, die sich im Umfeld der Organisation „Pax Christi“ bewegte. Während die Mehrheit des

Klerus, aber auch der katholischen Laien, auf die Stimmungen unter den Vertriebenen Rücksicht nehmen musste und wohl selber auch nur wenig Interesse für Polen aufbrachte, erkannten einzelne Persönlichkeiten, allen voran Alfons Erb und Reinhold Lehmann, die dringende Notwendigkeit einer intensiven Auseinandersetzung mit den Leiden ehemaliger KZ-Häftlinge. Dabei kann Stempin zeigen, dass der 1907 geborene Erb nicht erst infolge des Krieges erkannte, wie wichtig das Verhältnis zu Polen war, sondern dass er in der Tradition des französischen Pazifisten Marc Sagnier (1873–1950) und des heute weitgehend vergessenen „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ bzw. des Pädagogen Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966) stand.

Unter dem Eindruck des Frankfurter Auschwitz-Prozesses suchte man 1963 bei „Pax Christi“, dessen Vizepräsident Erb war, nach Möglichkeiten der Hilfe, die man im Jahr darauf in Gestalt des sogenannten „Solidaritätsspende“-Fonds fand, der teilweise auf abenteuerlichen Wegen einer beschränkten Anzahl von überlebenden KZ-Insassen materielle Hilfe bot. Die Umwandlung in eine offizielle Organisation war erst nach der Brandt'schen Ostpolitik 1973 möglich, als auch der Kreis der Hilfsempfänger ausgeweitet werden konnte, weil die finanziellen Mittel, vor allem durch Spenden und Sonderkollekten, erweitert werden konnten. Den Akteuren kam dabei die Tatsache zu Hilfe, dass einzelne Bischöfe das Projekt von Anfang an unterstützten. Dies galt insbesondere für das Bistum Freiburg, den Ausgangspunkt der Initiative und Ort der Geschäftsstelle. Stempin kann aber auch nachweisen, auf wie viel Widerstände Erb und seine Mitarbeiter in der kirchlichen Bürokratie stießen. Auch die polnische Seite war bis 1981 nicht bereit, dem MKW mehr als unbedingt nötig entgegen zu kommen, stieß sich dessen Tätigkeit doch mit dem offiziell deklarierten Feindbild von den westdeutschen Revanchisten.

Die gewaltige Bedeutung des MKW im Aussöhnungsprozess hebt Stempin anhand einer Auswahl aus der Vielzahl eingegangener Dankeschreiben hervor. Daraus wird deutlich, wie sehr Signale der Anteilnahme etwas bei den meist unter verheerenden gesundheitlichen und wirtschaftlichen Bedingungen lebenden Betroffenen bewirken konnten. Dies galt umso mehr für die Jahre des Kriegszustandes in Polen nach dem 13. Dezember 1981, als über das MKW eine gewaltige Anzahl von Paketen verschickt werden konnte. Wie gefährdet diese Versöhnung heute dennoch noch ist, macht Stempins Vorwort unfreiwillig deutlich, in dem er ein Loblied auf den aktuellen Stand der bilateralen Beziehungen

verfasst, nicht ahnend, wie die Politik der Kaczyński-Zwillinge nur wenige Monate nachdem es geschrieben wurde, den Status Quo verändert hat.

Die bereits in den 1960er Jahren gebildeten deutsch-polnischen Netzwerke erwiesen sich für das Projekt jederzeit als hilfreich, gehörten doch zu den Unterstützern der Initiative in Polen an vorderster Stelle die Bischöfe von Breslau und Krakau, Bolesław Kominek und Karol Wojtyła, sowie die führenden Vertreter der katholischen Opposition um die Zeitschriften „Znak“ und „Tygodnik Powszechny“.

Stempin verschweigt nicht die internen Probleme, die mit dem Wachsen des Projektes und dem biologischen Alterungsprozess der Führungsfiguren einhergingen, kommt jedoch völlig zu Recht zum Fazit, dass Pax Christi und MKW zumindest im katholischen Milieu eine Vorreiterrolle im Aussöhnungsprozess einnahmen. Weniger bemüht war man um eine Einbeziehung der Protestanten, so dass diese mit der Organisation „Zeichen der Hoffnung“ im Jahre 1977 eine eigene Einrichtung gründeten, die sich den Opfern der NS-Gewaltherrschaft in Polen widmete. Eine Untersuchung über diese Institution und das ihr zu Grunde

liegende Milieu würde man sich ebenfalls wünschen.

Auf eine Problematik der Tätigkeit des MKW sei noch hingewiesen, weil Stempin nicht darauf eingeht. Das Wort „Juden“ kommt bei der Beschäftigung mit den KZ-Insassen praktisch gar nicht vor. Zwar kann man argumentieren, dass hierfür bereits recht früh andere Organisationen zuständig waren, so dass es vielleicht Sinn machte, sich praktisch ausschließlich katholischen Opfern zuzuwenden. Die Kehrseite der Medaille war jedoch eine weitgehende Übernahme des national-katholischen Bildes von den deutschen Konzentrationslagern als Orten allein polnischen Martyriums, eines Bildes, das gewissermaßen durch die Wahl des Namenspatrons Kolbe – dessen Problematik als antisemitischen Verlegers in der Zwischenkriegszeit allerdings sowohl die Aktivisten um Erb diskutierten als auch Stempin selber anspricht – noch verstärkt wurde. Dieses Bild war freilich auch typisch für die eingeschränkte Rezeption der Shoah in der Bundesrepublik nach 1945.

Insgesamt aber hat Stempin mit großem Fleiß eine wichtige Studie vorgelegt, deren breite Rezeption zu wünschen ist.

Mainz

Markus Krzoska